

Werte Leser des EthikMagazins!

„Vive la différence! Es lebe der Unterschied!“ Solche Sätze widersprechen dem „mainstream“ der Ethik. Sie stemmen sich gegen die Auffassung, ein gutes und gelingendes menschliches Zusammenleben werde ausschließlich durch Einheit, Widerspruchsfreiheit und Konsens garantiert. Hingegen seien Verschiedenheit, Widersprüchlichkeit und Dissens die Wurzeln allen Übels. Was aber, wenn das eine ohne seine Kehrseite nicht zu haben ist?

Dann hätte ethische Reflexion sich verstärkt der Frage zu widmen, wie man die Vielfalt der Menschen anerkennen und mit ihnen leben lernen kann. Nach dem Schock des 11. Septembers versucht dieses Heft einen Beitrag zur Wahrnehmung von Kehrseiten zu leisten.

Ihr

Michael Wörz

Herausgeber

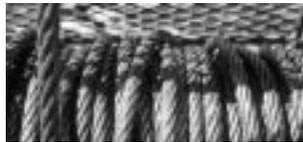
Inhalt

Terror der Gesellschaft



Fragen zum Phänomen des Terrors – Worüber kann an Hochschulen nachgedacht werden? Von den Ethikbeauftragten der Fachhochschulen	8
Die Beobachtung der Gewalt durch Massenmedien, Politik und Hochschulen – Interview mit Peter Fuchs Von Michael Wörz	12
Der Terror der Gesellschaft – Über die höllische Kehrseite funktionaler Differenzierung Von Peter Fuchs	20

Bildung, Hochschulen und Nachhaltigkeit



Rio-Agenda 21, Kapitel 36: Bildung für nachhaltige Entwicklung	26
Copernicus-Charta Hochschulcharta für eine nachhaltige Entwicklung	28

Risikokommunikation



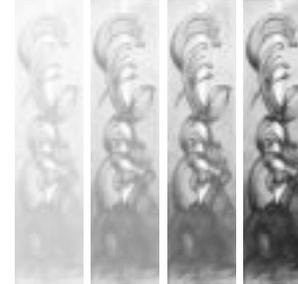
Damokles-Schwerter und Cassandra-Rufe Empfehlungen für die Kommunikation von Risiken Von Ortwin Renn und Andreas Klink	30
--	----

Literatur und Philosophie



Im Spiegel der Möglichkeiten Philosophischer Abenteuerroman / Vorabdruck, Teil 2 Von Karl-Josef Durwen	42
Zwischen Realität und Virtualität Zum zweiten Teil des Vorabdruck aus Durwens Roman Von Michael Wörz	49

Ethik als Beitrag zur Bildung

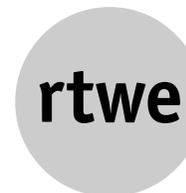


Vive la différence! Soziale Kompetenz auf interkulturellen Märkten Von Ingrid Rose-Neiger und Michael Thiele	50
Bildung für nachhaltige Entwicklung Sechs Anfragen zur Integration in die Lehre Von Ursula Klaschka	60
Interkulturelle Kommunikation Über die Kunst, dem Fremden zu begegnen Von Barbara Kleinig	66

Studium und Lehre

Neue Professur für Umweltinformation und Umweltethik an der Fachhochschule Nürtingen Von Albrecht Müller und Uta Eser	72
Beiträge von Studierenden Die Hochschule als Spielweise für soziales Engagement Margret Siegmund, Karlsruher AStA-Vorsitzende, begrüßt Erstsemester	74
Rezensionen Entwicklung als Freiheit – Wirtschaftsethiker erhält Nobelpreis / Von Jürgen Volkert	68
Theorien über Gewalt	76
Soziale Kompetenz: Was ist das?	78
Literaturempfehlungen zusammengestellt vom rtwe	

Verschiedenes



Editorial des Herausgebers	1
Nachrichten aus Hochschule und Gesellschaft	4
Vom Lehren und Lernen	40
Fotoimpressionen vom „Tag der Lehre“ 2001	
Das rtwe bekommt einen neuen Internet-Auftritt	80
Impressum	81

Die Beobachtung der Gewalt durch Massenmedien, Politik und Hochschulen

Interview mit Peter Fuchs / Von Michael Wörz

Herr Fuchs, Sie gehören zu den Sozialwissenschaftlern, die sich nach den Ereignissen des 11. Septembers schon sehr früh, innerhalb einer Woche (s. Artikel S.20f) öffentlich zu Wort gemeldet haben. Nach Ereignissen, die zunächst die Sprache verschlagen, ist jeder Satz ein Risiko, und man muss sehen, was geschieht. Was geschah nach der Publikation? Eigentlich nichts Besonderes. Es gab so eine Gemengelage von Zustimmung und Ablehnung, wie sie eigentlich typisch ist, wenn man sich in einem Medium wie der taz äußert. Allerdings, das war dann doch ungewöhnlich ... Ich erhielt per eMail Aufforderungen aus den USA, auch von guten Freunden, dass man jetzt schweigen müsse und nicht reden. Das waren keine Bitten, sondern so etwas wie wütende Befehle.

Was haben Sie geantwortet?
Ich habe nur in einem Fall versucht, eine Diskussion in Gang zu bringen. Aber das Ergebnis war dann sehr unerfreulich. Im Grunde war es für meinen Gesprächspartner klar, dass Theorien Glasperlenspiele sind, die sich als unmoralisch erweisen, wenn in der Welt Grauensvolles

geschieht. Mein Hinweis, dass auch dies eine Theorie (wenn auch eine schlechte) sei, verbesserte die Situation nicht wesentlich.

Von Nietzsche stammt der Versuch, „mit dem Hammer zu philosophieren“, um die ehernen Glocken geglaubter Wahrheiten zum Klingen zu bringen, indem er mit kühnen, bislang unerhörten Infragestellungen die fundamentalen Selbstverständlichkeiten seiner Zeit erschütterte. Seine Absicht war es, am Klang des Widerhalls zu prüfen, ob diese Glocken das sind, wofür sie gehalten werden. Wenn wir nun die Ereignisse des 11. Septembers als einen solchen Hammerschlag auffassen und die Reaktionen darauf als Resonanz, was erfahren wir dann über diese Weltgesellschaft?

Das erinnert mich erst einmal an das wundersam geschlossene, traumhaft genaue Gedicht von Durs Grünbein „La terreur“, in dem es (und ich denke, überhaupt nicht zufällig) auch um einen Hammer geht und in dem ein unglaublich ungehöriger und deswegen raffinierter Vergleich von Unvergleichbarem durchgehalten wird.

Aber davon abgesehen, Ihre Frage bezieht sich ja auf eine Prüfung, und wenn wir diese Anweisung Nietzsches zur Prüfung ernst nehmen, dann müssen wir überhaupt erst einmal nachschauen, ob da eine Glocke ist. Also erst einmal müssten wir selbst einen Hammer in die Hand nehmen. Ein feineres Instrument wäre mir allerdings lieber.

Mir ist klar, dass man Metaphern auch überstrapazieren kann, aber was wäre denn Ihrer Auffassung nach die Glocke, die Sie examinieren würden?

Die Unterscheidung des Terrors selbst. In den meisten Diskussionen, die ich verfolgen konnte, war ziemlich ausgemacht, dass es um so etwas wie Terror, Terrorismus oder Terroristen geht. Das scheint ontologisch klar zu sein. Es gibt so eine Art Ding oder einen Sachverhalt, der „Terror“ heißt. In meiner Sprache würde diese Einschätzung auf der Beobachtungsebene erster Ordnung gearbeitet sein. Auf ihr wird ein Sein, ein Wesen unterstellt. Aber die Sache wird ja schon dann problematisch, wenn man Auschwitz, Hiroshima, die Mafia, Drogenkartelle etc. mit

Prof. Dr. Peter Fuchs
lehrt Soziologie
an der FH Neubrandenburg.
Foto: rtwe



dem vergleicht, was am 11. September als Terroranschlag geschah bzw. als Terroranschlag massenmedial inszeniert wurde.

Was würden Sie stattdessen vorschlagen?

Ich weiß nicht, wie viel Theorie wir hier verkraften können.

Versuchen Sie es! Oder soll ich sagen: Führen Sie uns in Versuchung?
Gut, Sie tragen die Verantwortung.

La terreur

Blauer Daumen – zuckst noch lang
Nach dem Schlag. Hast ihn verdient.
So erschauert vor dem Blutandrang
Der Marquis am Fuß der Guillotine.

Aufruhr sammelt sich, und kalte Wut
Reißt die Adern aus dem Schlaf.
Unterm Nagel brennt gestautes Blut.
Zeigt Dir, wo der Hammer traf.

Durs Grünbein

Gerne! Nur zu!

Ich nehme erst einmal eine ganz absurde Einsicht als Einstieg, nämlich den einfachen Umstand, dass Sozialsysteme und psychische Systeme keine Körper haben.

Man kann schlecht sagen, dass ein Bewusstsein etwas wiegt, eine Ausdehnung hat, bei einer Beschleunigung im Flugzeug seine Form verändert, und genauso kurios wäre es, zu behaupten, dass Sozialsysteme einen Raum

einnehmen, eine Masse hätten etc. Man käme zu höchst seltenen Modellen, wenn man das Bewusstsein oder ein Sozialsystem als ein auswägbares Ding auffassen würde wie eine Paprikasalami oder eine Runkelrübe.

Wozu führt dann diese scheinbar „absurde“ Annahme?

Dies vorausgesetzt, kann man ein Problem konstruieren: Wie konstituieren solche Systeme ihren Körperbezug, wenn sie keine Körper haben, keine Körper sind?

Sie sind, das ist offensichtlich, irgendwie auf Körper angewiesen, aber können ihn intern nur handhaben als eine externe Gegebenheit, also als Realität, wenn man will, die Widerständigkeit aufzieht, die solche Systeme nicht außer Acht lassen können.

Ein Bezug auf die Umweltgegebenheit Körper muss irgendwie hergestellt sein.

Wie soll man sich diesen Bezug vorstellen? Genauer gefragt: Wie beziehen sich soziale, psychische und biologische Systeme aufeinander? Wie „beeinflussen“ sich Kommunikationen, Bewusstseine und lebende Körper gegenseitig? Wollen Sie auf das hinaus, was Luhmann „symbiotische Mechanismen“ nennt?

Ja! Das ist schon einen Schritt weitergedacht, aber klar, der Punkt ist, dass auch die großen Funktionssysteme der Gesellschaft wie Recht, Wirtschaft, Wissenschaft, Politik, Religion, Kunst, Erziehung etc. nicht umhinkommen, auf Körper zu achten, Körper gleichsam in sich einzuspiegeln. Das ist genau die

Ansatzstelle der Theorie symbiotischer Mechanismen oder symbiotischer Symbole. Darüber könnte man jetzt sehr viel sagen, aber ich konzentriere mich nur darauf, dass die Körper in diesen weltgesellschaftlich operierenden Systemen nur eine aspekthafte Rolle spielen, in der Wissenschaft als mögliche Referenz auf die Wahrnehmung von Wahrnehmung, in der Wirtschaft als Referenz auf körperliche Bedürfnisse, in Intimsystemen als Referenz auf Sexualität, in der Erziehung vielleicht als Referenz auf kleine Körper (Kinder) und im Politiksystem als ...

Gewalt?

Genau so ist es, darauf will ich auch hinaus. Das Politiksystem kombiniert seine Funktion (die Ermöglichung kollektiv bindender Entscheidungen) mit dem Gewaltmonopol, oder ganz praktisch gesehen: mit einer Drohmacht, die auf institutionalisierten Erzwingungsapparaten beruht, die im Übrigen für verschiedene politische Strategien (heute SPD, morgen CDU, übermorgen PDS) eingesetzt werden können. Ob Sie das nun vertragungstheoretisch sehen wollen oder nicht, die Form dieser Gewalt ist geknüpft an die Entwaffnung aller frei flottierenden Gewalt. Entscheidend ist, dass diese Leistung des politischen Systems, genau besehn, die Gesellschaft pazifiziert.

Dann wäre Gewalt ein Befriedigungsphänomen?

Ja! Sie können an Ihre Brötchen offenbar gewaltfrei kommen und müssen nicht in den Backladen mit einer Kalaschnikow hineinstürzen, um sich in dieser Hinsicht zu versorgen. Wissen kann nicht mehr in die Köpfe hinein-geprügelt werden. Kunst überzeugt nicht dadurch, dass sie Waffen einsetzt, um ihren Anspruch, etwas als Kunstwerk definieren zu können, durchzusetzen. Ich schlage meine Studierenden nicht in den Hörsaal hinein, obwohl ich einmal in einem Boxverein war ... Kurz, man kann sagen, dass alle wesentlichen Funktionsdomänen der modernen Gesellschaft pazifizierte Domänen sind, also die Leistung des politischen Systems benötigen.

Aber es gibt doch Gewalt?

Sicher, ich würde sogar sagen: unausrottbare Gewalt. Sie scheint der *conditio humana* eingeschrieben zu sein. Aber sie ist es ja, die von den Erzwingungsapparaten der Politik und des Rechts verfolgt werden, so dass jeder und jede prinzipiell davon ausgehen kann, nicht mit physischer Gewalt überzogen zu werden, selbst dann, wenn diese Erwartung enttäuscht wird. Es gibt dann Mechanismen der Enttäuschungsabwicklung wie Strafverfolgung, Gerichte, Gefängnisse, die ihrerseits wieder (auf Grund ihrer bloßen

Existenz) enttäuschungsprophylaktisch wirken. Das Problem wäre dann die Androhung oder der Einsatz physischer Gewalt gegen Leute und Dinge, die sich in diese Muster der Enttäuschungsabwicklung oder entsprechender Prophylaxe nicht einordnen lassen. Ich würde es vorziehen, im Blick auf Terror von einer nicht entwaffnungsbe- reiten Drohmacht zu sprechen, die punktgenau auf das Funktionsmonopol des Politiksystems bezogen ist. Das wäre etwa der Fall bei moralisch, religiös, anarchistisch oder anthropologisch motivierter Gewaltanwendung.

Wenn das so wäre, würde denn das heißen, dass Terror als Beobachtungskategorie erst in der modernen funktional differenzierten Gesellschaft auftritt?

Die Kehrseite funktionaler Differenzierung, die auf die genannten Pazifizierungsstrategien angewiesen ist, wäre die Imposanz von Formen der Gewaltandrohung oder des Gewalteinsatzes, die sich diesen Mustern nicht fügen. Anders ausgedrückt: Im Moment, in dem physische Gewalt monopolisiert wird, fällt Gewalt an, die sich dem Monopol nicht anbequemt. Anders wäre auch schwer erklärbar, dass Kriege nicht als terroristische Gewaltakte gelten, wenn man einmal von polemischen Interessen absieht, die es sich hier vielleicht zu einfach machen. Diese kriegerische Gewalt liegt

noch im Körperkontrollbereich der Politik und des Rechts, wobei heute (sozusagen erschwerend) hinzukommt, dass diese Kontrollbereiche nicht mehr nur von Staaten aufgespannt werden, sondern durchaus im weltgesellschaftlichen Trend der Funktionssysteme auch von Ordnungshegemonien, die selbst

Ich erinnere
einfach
nur daran,
dass zum
Zeitpunkt,
als die
Twin-Towers
fielen,
ein Vielfaches
der Opfer,
die es hier
zu beklagen
gilt,
weltweit
zu beklagen
wäre.



nicht durch den Konsens von Bürgern gedeckt sind.

Woran denken Sie da konkret?
Nehmen wir so etwas wie die westliche Welt als Beispiel. Ich glaube, hier ist ein hoch diffuser Bereich entstanden, in dem ver-schwimmt, wer eigentlich das Monopol hat, also auf wen es zugerechnet werden könnte. Ich deute damit aber nur die Richtung weiterer Analysen an.

Sie würden also sagen, dass es den Terror nicht immer gegeben hat?

Sie wissen, dass sich mir diese Frage typisch so nicht stellt. Was wir eben versucht haben, das war die Konstruktion eines Problems, im Blick auf das Beobachter Terror als sehr scharfe Dysfunktionalität deuten können. Bekanntlich gibt es Leute, die dasselbe Phänomen als Freiheitskampf beobachten. Was ich sagen könnte, wäre, dass (all diese Überlegungen zur funktio-nalen Differenzierung voraus-gesetzt) die Beobachtungs-kategorie Terror, Terrorismus, Terroristen sehr modern ist und dass ich vermutlich nicht die oft herangezogenen Altphänomene

islamischer oder israelischer Attentäterei aus fernsten Zeiten darauf beziehen würde.

Die Umstellung des Wortes „Terror“ von der Bezeichnung eines realen Sachverhalts zu einer Kategorie der Beobachtung ist irgendwie beunruhigend. Dass Terror eine moderne Beobach-tungskategorie ist, ändert doch nichts daran, dass wir mit dem Wort schreckliche Ereignisse bezeichnen?

An schrecklichen Ereignissen mangelt es aber gar nicht. Ich erinnere an Auschwitz, an Hiro-shima und Nagasaki, an Viet-nam, an die Aids-Katastrophe, an Hungerkatastrophen oder einfach nur daran, dass zum Zeitpunkt, als die Twin-Towers fielen, ein Vielfaches der Opfer, die es hier zu beklagen gilt, welt-weit zu beklagen gewesen wäre. Das Interessante ist ja gerade diese Perspektivenverrutschung, die sicherlich auch ein Effekt massenmedialer Inszenierungen ist. Günther Grass hat Recht, wenn er darauf hinweist, dass es als Skandal gelten könnte, dass zigtausend Tote in Ruanda nicht einmal den Hauch des Hauches eines vergleichbaren massen-

medialen Spektakels erzeugen. Aber das passt ja. Die Ausdiffe-renzierung der Massenmedien ist ein Moment der funktionalen Differenzierung der Gesellschaft.

Num gibt es doch sicher auch seriöse Berichterstattung?
Das eine hat mit dem anderen nichts zu tun. Ich kann ja seriös über den Anschlag berichten (als Journalist) und auch seriös über die Afghanistangeschichte, aber das ändert gar nichts an der Aufmerksamkeitsrichtung der Medien selbst, an der Hektik, die wieder und wieder Bilder des-selben ausstrahlt. Die massen-mediale Inszenierung ist syste-misch und kümmert sich wenig um Sorgfaltspflichten, die eher von bestimmten Medien an berichtende Individuen adres-siert werden.

Könnten Sie „das Systemische“ der Massenmedien an einem Beispiel erläutern?

Sehen Sie, sie könnten sehr sorg-fältig und ausgewogen über die Beraubung einer alten Dame in Meddewade berichten, aber die Frage ist, wie sie es schaffen, da-für hinreichend Aufmerksamkeit zu finden, und da liegt der Hase im Pfeffer. Achten Sie zum Bei-spiel darauf, dass die Ereignisse von New York von allem Anfang an als globale Ereignisse, als uni-versalgeschichtlich wirksame Ereignisse dargestellt wurden, vor denen alles anders war als nach ihnen. Aber genau besehn,

kennt die Geschichte keine „rup-ture“, keine Brüche, sie läuft durch, und immer ändert sich alles zugleich, und wir haben immer Grund zu sagen: Heute ist alles anders als gestern. Die Fra-ge ist, welche der Veränderungen exponiert werden. Die Erfindung der Konservendose hat moderne Massenkriege möglich gemacht, aber ich glaube nicht, dass die Geschichtsbücher typisch darauf achten.

Das erinnert mich an Nietzsches Bild vom „Fluss des Werdens“.

Wenn nicht alles gleich gültig sein soll und damit gleichgültig wäre, dann muss die Besonderheit von Ereignissen im wahrsten Sinne des Wortes „festgestellt“ werden. Moralische Bewertung, die Verteilung von Achtungs- und Äch-tungsprädikaten wäre dann ein solcher Feststellungsmechanis-mus, der die Illusion von Zäsuren erzeugt?

Also noch einmal: Alles ändert sich immer, aber wie kommt es, dass einige dieser Veränderun-gen in den Fokus gerückt wer-den? Beim Lernen liegt die Sache ganz ähnlich: Jedes Kind verän-dert sich unentwegt, aber warum zum Teufel werden einige dieser Veränderungen als Lerneffekte ausgezeichnet und andere nicht? Warum werden 3000 oder 4000 Tote sakralisiert und hundert-tausende Tote nicht, obwohl doch jeder für sich stirbt, und wir darin so ziemlich alle gleich sind?



Haben Sie eine Erklärung für diesen Unterschied?

Gestern oder vorgestern war eine dieser Sendungen „Menschen 2001“, die zum Jahresende für sentimental Ausklang sorgen. Der Moderator (ein Herr Kerner) bekräftigte, ehe wieder ein Held vorgestellt wurde, dass der 11. September eine historische Zäsur markiere ... Das ist intel-lektuell nicht gedeckt, durch nichts, aber es kommt natürlich an, und das ist ja auch die Ab-sicht.

Aber diese Dramatisierung oder Hervorhebung kommt nicht von ungefähr. Wenn man zum „ground zero“ fährt und sich das anschaut, dann ahnt man doch die Wucht des Ereignisses. Man versteht die Wut, die Angst, aber auch das Rachegefühl. Man könnte aber auch nach Hiroshima fahren oder durch Buchenwald gehen ...

Aber hat sich denn unsere offene

und demokratische Gesellschaft nicht tiefgreifend verändert, weil es diesen Anschlag gibt?

Die Frage ist für mich schwierig, weil sie Gesellschaft als etwas behandelt, das die Eigenschaft der Offenheit oder der Demokra-tie haben könnte. Bestimmte Selbstbeschreibungen des politi-schen Systems (oder weniger seiner Segmente) werden auf das Totum des Sozialen hingenerali-siert. Man könnte ja auch formu-lieren, dass die Entwicklung des politischen Systems (oder eini-ger seiner Segmente) den Terror erst möglich macht, jedenfalls im Zusammenhang der Problem-konstruktion, die wir eben er-örtert haben. Natürlich, das will ich gar nicht leugnen, nützen beispielsweise hierzulande eini-ge Politiker die Möglichkeit, alte Freiheitsbeschneidungswünsche unter Berufung auf Terrorismus durchzusetzen, aber das sind Dinge, die sich in der gleichsam erwartbaren Schwankungsbreite zwischen progressiven und kon-

servativen Zeitabschnitten der Geschichte immer wieder finden.

Haben wir uns damit abzufinden oder können wir etwas tun oder doch wenigstens angemessen reagieren? Ich beobachte bei Teilnehmern des Ethikprogramms drei Reaktionen: emotionale Betroffenheit, moralisches Engagement und ethische Reflexion. Was leisten sie jeweils und was nicht? Der Reihe nach ... Die Kommunikation emotionaler Betroffenheit rangiert die beteiligten Personen in die Welt der Guten

urteilung anderer Standpunkte (und der Leute, die sie einnehmen) einsetzt.

Und ethische Reflexion?

Das ist ein außerordentlich schwieriger Punkt. Ethik wäre, soziologisch gesehen, die Reflexionsinstanz der Moralen, aber da uns die Moralen explodiert sind, wird Ethik nolens volens selektiv. Sie wählt aus, was als moralisch geboten oder nicht geboten gelten soll, und damit verfällt sie einer furchtbaren Paradoxie ...

Nein, ich könnte das auch gar nicht, aber ich finde, es wäre eine gute Sache, wenn man ethische Reflexion aus Globalitätskontexten extirpiert, wenn man sie lokalisiert, unter Randbedingungen setzt, die limitieren, wie viel Moral zugemutet werden kann, genauer: unter welchen Bedingungen man mit moralische Unterscheidungen beobachten und kommunizieren soll und vor allem, wann besser nicht.

Ethik als Regulativ moralischer Zumutungen? Das liefert mir das

Es interessiert mich nicht,
wie sich die Studierenden fühlen, wenn sie über Terror reden.

ein. Sie blockiert Kognition. Dass ich moralisches Engagement für gefährlich halte, wissen Sie. Mein Eindruck ist, dass hier Fundamentalismen gepflegt werden, von denen aus sich leicht Verurteilungen aussprechen lassen. Ich unterscheide das für mich sehr deutlich. Das eine ist Engagement, so wie der Arzt engagiert ist in seiner Tätigkeit, die Juristin in ihrer, ich in meiner. Ganz ohne dieses Engagement lassen sich anspruchsvolle Jobs nicht machen. Aber das müssen keine moralischen Engagements sein. Sie duften sehr nach dem Schwefel der Missachtung von Leuten, die nicht tun oder wollen, was man selbst tut oder will. Ich habe nie ganz begriffen, warum man den eigenen Standpunkt zur Ver-

... und wird damit selbst moralisch!

Welche Art von Ethik könnte darüber befinden, welche Art von Ethik die richtigen (ethisch gebotenen) Moralen favorisiert und welche nicht? Es ist ja ganz klar, das besprechen wir ja gerade, dass die Ereignisse vom 11. September (und alles, was folgt) unterschiedlich bewertet wird, und welche Mittel hätte man dann, die Strategien der Bewertung von einer Ethik sozusagen zweiter oder dritter Ordnung noch einmal zu bewerten, und das, obwohl sich die Paradoxie auf jeder beliebigen Ebene des Ethikeinsatzes wiederholt?

Heißt das, Sie würden Ethik streichen?

Stichwort für eine ganz praktische Frage: Was heißt das für Ihre Hochschule und die Behandlung der Terrorfrage dort?

Ja ja, die Hochschule hat Betroffenheit bekundet. Ich habe jedoch in meinem Einflussbereich einen „Arbeits- und Gesprächskreis Terror und Gesellschaft“ eingerichtet, der allerdings nicht sehr üppig besucht ist, aber immerhin arbeitet. Die Limitationen sind ganz deutlich. Die Veranstaltung steht im Kontext des Studiums.

Wie werden die Gespräche durch diese Beschränkungen reguliert? Das schließt Schwafeleien aus. Wir gestehen uns also nicht wechselseitig unsere Betroffenheit, stattdessen sondieren wir

das Terrain Terror mit wissenschaftstypischen Mitteln, durch Referenz auf Texte etwa, durch Analysen von Zeitungsartikeln, durch den Einbezug von Informationen, die Hochschulen zur Verfügung stehen, aber im Alltag nicht so leicht zu haben sind. Eine andere Limitation ist die der Ergebnisoffenheit. Wir suchen keine Rezepturen.

Was suchen Sie dann? Was wollen Sie an Ihrer Hochschule erreichen?
Das Ganze ist eingeordnet in die

Es geht um den
Erwerb und Ausbau analytischer Komplexitätsmöglichkeiten.

wiederum hochschultypische Erweiterungen der Fähigkeiten von Studierenden im Blick auf gesellschaftliche Kompetenz. Das ist alles, wie man in Norddeutschland sagt, eine ganz klare Kante. Es interessiert mich nicht, wie sich die Studierenden fühlen, wenn sie über Terror reden. Es geht um den Erwerb und Ausbau analytischer Komplexitätsmöglichkeiten. Sehen Sie, das sind so Grenzen, die sagen, was ich tue, was die Studierenden tun, geschieht in einem professionellen Rahmen, der einfach nicht ethisch herumsuppen darf. Man erwartet ja auch keine ethische Dauerreflexion beim Arzt, sondern punktgenaue Kompetenzen, die erweitert werden müssen,

wenn Probleme auftreten, also wenn man feststellt, dass sich Ärzte mit terminalen Erkrankungen schwer tun. Dann muss man entscheiden, ob es die Ärzte sein müssen, die über den Tod reden, oder andere Fachkräfte etc.

Was meinen Sie mit „ethisch herumsuppen“?
Stimmt, das ist ziemlich polemisch gesagt, da haben Sie recht. Eigentlich meine ich die Vermengung privater Betroffenheiten und deren Verlautbarun-

für alle zu gelten hat als eine Wahrheit oder dergleichen ... Ich bin kein Diplomat oder Politiker.

Was würden Sie als Systemtheoretiker der Ethik empfehlen?
Ich bin für regional und professionell funktionierende Ethiken. Dass dabei Konfliktfälle mitgedacht werden müssen, die regional nicht lösbar sind, ist klar. Denken Sie nur an die Diskussion um die Bioethik. Aber das regt mich nicht sonderlich auf. Wer glaubt, das

gen (Wehe, wehe!) mit einer professionellen Sphäre, die ihre Grenzen scharf hält. Das ergibt, wenn Sie wollen, eine Verschmierung oder eben Versuppung. Zum Beispiel rede ich mit Ihnen im Augenblick als Wissenschaftler, Sie mit mir als Philosoph ...

... als Philosophierender ...
... und wir wissen beide, was dadurch an Limitationalität eingezogen ist. Ich habe keine Generalkompetenz für alle Fragen, die sich stellen, und auch die Philosophie hat keine generelle Zuständigkeit. Und wir beide schließen als relativ moderne Leute Fundamentalismen aus, also etwa die Annahme, dass das, was wir sagen, gleich

Leben ließe sich in jedem Fall irgendwie maximalen oder submaximalen Lösungen unterwerfen, hat, denke ich, wenig auf das Leben, das gelebt wird, geachtet. Das sage ich nur so am Rande, ungedeckt durch Wissenschaft, als Katholik, der ich ja auch bin und der deshalb nicht glaubt, dass die Dinge sich in einen Bereich der Problemfreiheit hinein entwickeln könnten ...

Lieber Herr Fuchs, unsere Zeit ist am Ende und ich hätte noch viele Fragen ...
... ich bin nicht aus der Welt. Wir können das ja fortsetzen. Und bevor Sie es sagen können, sage ich es: Ich danke Ihnen für dieses Gespräch.

Vive la différence! Soziale Kompetenz auf interkulturellen Märkten

Von Ingrid Rose-Neiger und Michael Thiele

In dem Maße, in dem die nationalen Aktivitäten der Wirtschaft sich globalisieren, wächst auch die Nachfrage nach Hochschulabsolventen, die in der Lage sind, den Erfordernissen für interkulturelle Verständigung gerecht zu werden. Aber was genau wird da verlangt? Welche sozialen Kompetenzen sind hilfreich?

Internationalität als Schlüsselqualifikation

Eine jüngste Erhebung des Instituts der deutschen Wirtschaft in Köln weist als Schlüsselqualifikationen, die international agierende Unternehmen von ihren Mitarbeitern erwarten, interkulturelle Toleranz, Einfühlungsvermögen sowie Anpassungswillen und -fähigkeit aus. Der „Uni-Guide 2001“, ein Sonderheft des „manager magazins“, führt Internationalität als hervorstechendste Eigenschaft einer Führungspersönlichkeit an: „Dabei geht es nicht nur um Fremdsprachen. Vielmehr wünschen sich die Personalchefs ‚interkulturelles Verständnis‘. Also das, was früher ‚multikulturelle Persönlichkeit‘ hieß – abzüglich des grün-alternativen Ideologieballasts.“

Alle in Zukunft auf dem globalisierten Arbeitsplatz Tätigen sollten begreifen, was es heißt, an einer solchen Arbeitsstelle zu arbeiten: Sie

*Prof. Dr. Ingrid Rose-Neiger
hat in den USA promoviert
und lehrt an der
Hochschule für Technik Karlsruhe
die Fächer „Intercultural
Management Communication“
und „English for Professional
Purposes“. Sie ist zudem
geschäftsführende Direktorin
des Instituts für Fremdsprachen.*

Foto: rtwe



müssen im Stande sein, kulturelle Besonderheiten zu identifizieren, welche den Erfolg im internationalen Geschäft entweder hindern oder fördern; sie müssen interkulturelle Fähigkeiten entwickeln, die im transnationalen Geschäftsleben vonnöten sind; sie müssen Fertigkeiten erwerben, die den kulturellen Gegensatz in Geschäftserfolg ummünzen; sie müssen die Auswirkungen der kulturellen Unterschiedlichkeiten auf die jeweilige Ethik abschätzen können, welche ja die Folie bildet, auf der wir Handeln bewerten können.

Zwei Annäherungen an kulturelle Differenz

Das größte Hindernis für wirkungsvolle internationale Kooperation liegt gar nicht in den Divergenzen zwischen den jeweiligen Nationen oder Gesellschaften, sondern in der Annahme, dass keine signifikanten Unterschiede bestehen. Daher ist es der Schlüssel zu interkultureller Kompetenz, wenn man sich der bestehenden Differenz bewusst wird und sie akzeptiert. Diese Zugewandtheit widerspricht dem Zugang, den die meisten Menschen bevorzugen, die eine „offene, tolerante, internationale Einstellung“ propagieren. Ihre Weigerung, kulturelle Unterschiede anzunehmen, lässt sich aus zwei Einstellungen herleiten: aus der Projektion von Ähnlichkeit und aus der Furcht vor negativen Stereotypen.

Einmal interpretieren wir das Verhalten anderer auf der Grundlage von Normen und Prinzipien, nach denen wir uns selbst in ähnlichen Situationen richten. Ein Beispiel: Ich höre und sehe die Rede eines anderen und deute sein Redeverhalten auf Grund des Rasters, wie ich mich selbst in einer Vortragssituation geben würde. Mit anderen Worten, wir unterstellen irrtümlicherweise Gleichheit, projizieren Ähnlichkeit. Diese Projektion kann auf vielen Ebenen erfolgen, von der Körpersprache bis hin zum Wertesystem. So werden amerikanische Kommunikationsexperten, die in Deutschland interkulturell forschen, oft gefragt, wie man denn feststellen könne, wann ein Amerikaner wirklich glücklich sei; denn Amerikaner lächelten ja ohne Unterlass. Die Deutschen ihrerseits müssen sich von Ausländern die Frage gefallen lassen, warum Deutsche kontinuierlich so unglücklich seien; denn um das festzustellen, müsse man doch nur in ihre Gesichter schauen. Der Trugschluss projizierter Wertegleichheit kann schwerwiegende Konsequenzen

Das größte
Hindernis für
internationale
Kooperation liegt
in der Annahme,
dass keine
signifikanten
Unterschiede
bestehen.

zen haben. Ein frisch eingestellter australischer Lehrbeauftragter an der Fachhochschule Karlsruhe stand während einer Schlussklausur rauchend außerhalb des Hörsaals. Von einem deutschen Kollegen befragt, warum er den Klausorraum verlassen habe, wo die Studierenden, ohne Aufsicht, doch nun abschreiben würden, meinte der Australier voller Überzeugung, seine Studenten seien so nett, die würden das nicht tun. Ganz offensichtlich hatte er seinen kulturellen Standard – Studierende in Australien gehorchen einem unausgesprochenen Ehrenkodex, der es ihnen verbietet, in Prüfungen zu täuschen – auf deutsche Studierende übertragen. Der Leser möge selbst entscheiden, ob seine Projektion kultureller Gleichheit in diesem Falle angemessen war.

Zum anderen leugnen wir Unterschiede oft, weil wir glauben, dass die Annahme von Differenz mit einer urteilenden Haltung einhergehe. Liisa Tiittula fiel dies bei ihrem Studium des deutsch-finnischen Geschäftsverkehrs auf: „Zunächst kann man feststellen, dass Kulturunterschiede häufig als etwas Negatives empfunden werden. So antwortete z.B. ein finnischer Befragter, als wir nach Kulturunterschieden fragten, dass er nichts Negatives bemerkt hatte und dass es keine Probleme im Handel mit den Deutschen gibt („die sind ganz normal“). Dieser Gedanke, dass die Unterschiede negativ sind, liegt daran, dass es sich bei kulturellen Unterschieden in der Regel um eine Abweichung vom gewohnten [sic!] Verhalten, von der eigenen Norm, handelt; die Norm ist die eigene Kultur (das eigene Verhalten). Wenn die Normalformervartung nicht erfüllt wird, kann die Situation als problematisch und auch als unangenehm empfunden werden.“

Wie negativ sind Generalisierungen?

Sind Generalisierungen angesichts einer Kultur ein Beispiel für negative Typisierung? In den ersten Stunden eines interkulturellen Sensitivitätstrainings kritisieren Teilnehmer häufig Versuche, Generalisierungen über irgendeine nationale Kultur zu postulieren, die auf Differenz

Das Leugnen von Differenz ist eine unbewusste Form von Intoleranz.

abzielen. Ausnahmen lassen sich nämlich immer schnell finden, und so werden Verallgemeinerungen als Stereotype gebrandmarkt. Tatsächlich angebracht ist aber ein anderes Verhalten. Auf dem Gebiet der interkulturellen Managementkommunikation sprechen wir von „elastischen Generalisierungen“, einer Gruppe von vermuteten Kerncharakteristika, die Variationen erlauben. Anders gesagt, wir nutzen unser Vorwissen (Vor-Urteil) von der Zielkultur, um die ersten interkulturellen Interaktionen in den Griff zu bekommen, aber kalkulieren individuelle Variationen ein und reagieren darauf.

So zeigt beispielsweise Abbildung 1 Unterschiede im Grad von Direktheit und Indirektheit bei interpersonalen Kommunikation in Japan, den USA und Deutschland. Meistens werden die meisten Deutschen

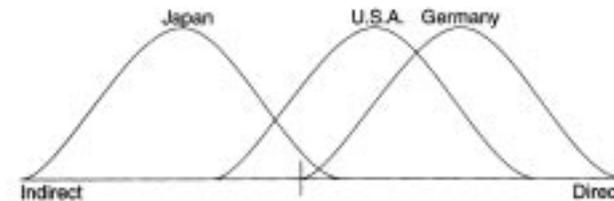


Abbildung 1:
Grad der Direktheit und
Indirektheit
(Nees 2000)

und die meisten Amerikaner ihre Ansichten direkter äußern als die meisten Japaner. Gleichzeitig sind die meisten Deutschen direkter als die meisten Amerikaner. Aber jedes Individuum kann von seiner kulturellen Norm abweichen und deckt sich dann mit der Norm einer anderen Kultur.

Das Leugnen von Differenz ist eine unbewusste Form von Intoleranz, denn es impliziert ein Insistieren auf einer Standardnorm. Ja, Blindheit gegenüber kulturellen Unterschieden – und das heißt doch auch gegenüber Stärken und Schwächen im kulturellen Kontext – verhindert, dass ein Manager kulturelle Kontraste für den Geschäftserfolg nutzt. Deutsche Ingenieure und Manager sind typischerweise besser darin, die Produktion zu rationalisieren und zu funktionalisieren, als französische, während französische Ingenieure und Manager typischerweise flexibler und kreativer sind als deutsche. Gutes Management wird die Stärken beider Seiten zu vereinen trachten. Wie Louis Thannberger,

Man denke an die Kommunikationskatastrophe, wenn wir in Deutschland den Handschlag verweigern!

Präsident des Pariser Bankhauses „Europe Finance et Industrie“ sagte: „Die Franzosen respektieren die Deutschen, aber sie lieben sie nicht; die Deutschen lieben die Franzosen, aber sie respektieren sie nicht. Dabei sind wir ein unschlagbares Team, wenn wir französische Kreativität und deutsche Gründlichkeit miteinander kombinieren.“

Auf den Unterschied kommt es an: Wenn wir kulturelle Gegensätzlichkeiten ausmachen, so doch mit dem einen Ziel: Synergie zu erzielen. Wir sollten die Differenz schätzen – aus ethischen wie aus pragmatischen Gründen. Vive la différence! Es lebe der Unterschied!

Kulturelle Manifestationen

Auf dem Sektor transkultureller Kommunikation wird unter Kultur für gewöhnlich ein kollektives Phänomen verstanden, das erlernt ist und das sich in unseren Normen, Haltungen und Einstellungen widerspiegelt. Geert Hofstede bezeichnet Kultur als „mentale Software“, als „kollektive Geistprogrammierung, die eine Gruppe oder Kategorie von Menschen unterscheidet von einer anderen“. Er bemüht das Bild von einer Zwiebel (Abbildung 2), um die verschiedenartigen Schichten zu beschreiben, in welchen Kultur sich manifestiert. Sichtbare Praktiken bilden die äußeren Schichtungen, aber der Kern der Kultur – Werte – ist nicht direkt einsehbar.

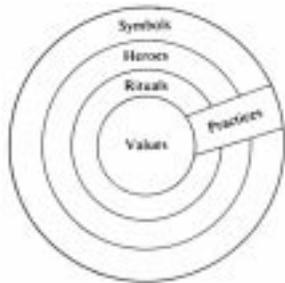


Abbildung 2:
Kulturelle Manifestationen in
unterschiedlicher Tiefenstruktur
(Hofstede 1991)

Werte „erwerben“ wir früh im Leben; sie bleiben dem Besitzer größtenteils unbewusst, aber sie speisen unser ethisches „System“ mit dem Begriff davon, was falsch und was richtig ist. Unsere Werte spiegeln sich zwar nicht vollkommen in unseren Handlungen wider; aber Werte bil-

den das Koordinatensystem, in dem unser Betragen moralisch gewichtet wird: gut oder böse oder dazwischen. Wir schließen auf die Wertvorstellungen einer Person auf Grund ihres Verhaltens.

Symbole sind nach Hofstede Worte, Gesten, Bilder oder Gegenstände, die eine besondere Bedeutung tragen, welche nur diejenigen in ihrer ganzen Tiefe ermessen können, die in dieser Kultur leben – selbst wenn sie öfters von anderen Kulturen kopiert werden. Das erwähnte amerikanische Lächeln mag das verdeutlichen. Es symbolisiert einen kulturellen Kernwert: horizontale interpersonale Beziehungen zwischen Gleichen.

Heroen, kulturelle Heroen sind nach Gallup Persönlichkeiten, die Eigenschaften haben und über Charakteristika verfügen, welche hoch oben in der Werteskala stehen, selbst wenn sie nicht immer von allen umgesetzt werden. Mutter Teresa und Martin Luther King sind solche Heroen in den Vereinigten Staaten: Sie stehen für egalitäres Ethos. Wohltätigkeit, gleiches Recht für alle, Zivilcourage, der Mut, für seine Überzeugungen einzustehen – das sind tragende moralische Werte und amerikanische Ideale, selbst wenn sie nicht immer und überall Realität sind und gelebt werden.

Rituale sind kollektive Aktivitäten, die zwar im Einzelfall nicht unbedingt strategisch essenziell wichtig sind, um ein aktuelles Ziel zu erreichen, die aber generell als sozial essenziell wichtig erachtet werden. Auf der ersten Kontaktebene wollen Amerikaner Fremde anlächeln und tun das auch – in der Straßenbahn, im Bus, Flugzeug, am Fahrkartenschalter, an der Hotelrezeption, bei der Essensausgabe in der Kantine. Verweigerung wird als sozial unangemessen, unfreundlich, kalt oder arrogant angesehen. In gewisser Weise entspricht das amerikanische Lächeln dem deutschen Handschlag. Die Weigerung, an diesem Ritual teilzunehmen, wird für gewöhnlich als Weigerung betrachtet, den anderen sozial anzuerkennen. Man denke an die Kommunikationskatastrophe, wenn wir in Deutschland den Handschlag verweigern!

Ein solches Verhalten verletzt einen Kernwert in der deutschen und amerikanischen Kultur gleichermaßen, nämlich das, was Altbundespräsident Roman Herzog „Respekt vor dem Nächsten und die Fähigkeit zur menschlichen Zuwendung“ genannt hat. Das amerikanische Lächeln, der ausgedehnte Smalltalk selbst mit Leuten, die man nur kurz

Im angelsächsischen Kontext ist Sozialkompetenz, die Befähigung, das jeweils adäquate kommunikative Verhalten zu wählen, die wichtigste Fähigkeit im wirtschaftlichen Bereich.

trifft, der schnelle Übergang zum Vornamen zwischen Personen von gesellschaftlich höherem und niedrigerem Status, die Neigung von Untergebenen und Vorgesetzten, nach der Arbeit gesellschaftlichen Umgang miteinander zu pflegen – all dies reflektiert eine implizite Tendenz, eine Atmosphäre von Gleichheit herzustellen, der von Amerikanern bevorzugten „Modalität“ im Miteinanderumgehen.

Amerikaner fühlen sich darum oft irritiert oder sogar verletzt durch soziale Muster in anderen Kulturen, die auf Standesunterschiede abheben, da sie solch ein Muster nicht mit ihren Wertvorstellungen von Gleichheit in Einklang bringen können. In Deutschland bleibt ihnen das Herauskehren akademischer Titel fremd, das Beharren auf dem Nachnamen, der häufige und immer wiederholte Händedruck, der mangelnde Sozialkontakt zwischen Kollegen abseits vom Arbeitsplatz, die formelle Sprache und Körpersprache von Abteilungsleitern in Sitzungen.

Im angelsächsischen Kontext ist die Sozialkompetenz, also die Befähigung, das jeweils adäquate kommunikative Verhalten zu wählen und situationsgerecht an den Tag zu legen, die wohl wichtigste Fähigkeit im wirtschaftlichen Bereich. In Deutschland ist Sozialkompetenz natürlich auch wichtig, aber technische Kompetenz wird sicher höher bewertet. Solche Unterschiedlichkeit gilt es zu erkennen.

Direktheit und Indirektheit in asiatischen Kulturen

Wir haben weiter oben kulturelle Distinktionen hinsichtlich Direktheit und Indirektheit erwähnt. Hinter solchen Divergenzen im Verhalten verbergen sich unterliegende Kontraste im Wertesystem. Deutsche und Amerikaner erwarten von sich selbst und von ihrem Gesprächspartner, dass man „offen und ehrlich“ ist, nicht mit seiner Meinung hinter dem Berg hält und nicht um den heißen Brei herumredet. Man erwartet voneinander, dass man sagt, was man denkt. Wenn sie mit Japanern sprechen, sollten Amerikaner wie Deutsche damit rechnen, den Sinn zwischen den Zeilen finden zu müssen. Bedeutung entsteht erst langsam im Verhandlungsprozess zwischen dem (asiatischen) Sprecher, der oftmals nur versteckte Hinweise auf eine mögliche Absicht gibt, und dem Zuhörer, der die primäre Verantwortung für den Konversationserfolg trägt und sensibel für Nuancen sein muss. Dieses Kommunikations-

verhalten spiegelt nach Ge Gao und Stella Ting-Toomey fundamentale Werte, die typisch sind für konfuzianisch geprägte Gemeinschaften:

„Für Chinesen ist das Aufrechterhalten von Beziehungen integraler Bestandteil der Kommunikation, weil das chinesische Selbst sich durch Beziehungen mit andern definiert, und das Selbst wäre unvollständig, wenn es von anderen abgetrennt wäre. Das Ich kann zu seiner Vollkommenheit nur gelangen durch Integration, ist vollständig nur zusammen mit andern und in Symbiose mit der Umwelt. (...) Die Beziehungsaspekte des Selbst wirken sich aus in allen Facetten chinesischer Kommunikation. Spezifisch chinesische Kommunikation dient nicht in erster Linie dazu, Selbstidentität in den Vordergrund zu stellen oder individuelle Ziele zu realisieren, sondern dazu, harmonische Beziehungen mit der Familie, mit anderen, mit der Umwelt zu pflegen.“

Indem man Dinge ungesagt lässt, bleibt Raum für Vor- und Zurückgehen: Bedeutung wird gemeinsam ausgehandelt. Fokus auf die Art und Weise, wie etwas gesagt wird, und Fokus auf das, was nicht gesagt ist, ist meist wichtiger als der Fokus auf das, was gesagt wird. Für Deutsche und Amerikaner, die mit Asiaten zusammenarbeiten, ist es entscheidend, diesen nicht-konfrontativen Prozess ausgehandelter Bedeutung als solchen zu verstehen und zu respektieren, diesen Vorgang, so erstaunlich abweichend von den eigenen Beziehungs- und Gesprächs-

*Prof. Dr. Michael Thiele
lehrt Rhetorik,
Verhandlungstechnik
und Englisch an der
Fachhochschule Karlsruhe –
Hochschule für Technik.
Er ist außerdem
Privatdozent
für Religiöse Rhetorik
am Fachbereich
Evangelische Theologie
der Johann-Wolfgang-Goethe-
Universität Frankfurt.
Foto: rtwe*



normen. Nur ein so geartetes Verstehen und Respektieren ermöglicht gelingende Kommunikation. Angela Kessel und Theresia Tauber illustrieren, wie eine vietnamesische und eine deutsche Geschäftsfrau Bedeutung in einem Telefongespräch aushandeln könnten:

Vietnamesin: „Also, wir hatten doch da einen Termin gemacht. Können Sie mir noch einmal sagen, wann das war?“

Deutsche: „Ja, der Termin ist am Donnerstag um zehn Uhr. Geht das denn in Ordnung bei Ihnen?“

Nun erzählt die vietnamesische Partnerin, wie beschäftigt sie ist – und gibt ihrem Gegenüber durch viele Kunstpausen die Gelegenheit, den ihr zugespilten Ball zu ergreifen und die Botschaft zu antizipieren:

Deutsche: „Ach, da sind Sie ja sehr beschäftigt. Wird es da nicht schwierig mit dem Termin? Also, von mir aus können wir ihn auch verlegen.“

Die deutsche Geschäftsfrau hat bewiesen, dass sie sich der kulturell divergierenden Konversationsnormen bewusst ist, und hat den asiatischen Schlüsselwerten Rechnung getragen. Sie vermochte Konversationsnuancen zu identifizieren und adäquat zu interpretieren und so ihrer vietnamesischen Partnerin zu ersparen, eine direkte Frage stellen und die Bitte um Verlegung äußern zu müssen und sich eventuell eine abschlägige Antwort einzuhandeln. Hätte sich die Deutsche nicht in der Lage gesehen, den Termin zu verschieben, so hätte sie sagen können: „Ja, der Termin ist am Donnerstag um 10 Uhr. Wir haben zurzeit sehr viel in der Firma zu tun, da einige Berichte fertig gestellt werden müssen. Aber ich freue mich schon auf unser Gespräch am Donnerstag.“ In diesem Fall hätte sie ihrer vietnamesischen Geschäftspartnerin sanft zu verstehen gegeben, dass sie mit einem Vorschlag, den Termin umzulegen, im Augenblick nicht erfolgreich sein würde, hätte ihr aber fraglos wiederum eine peinliche Zurückweisung erspart.

Deutsche und amerikanische Wertesysteme und -normen sehen vor Gesichtsverlust bewahrende Strategien nicht in dem Maße vor, aber eine aufnahmebereite und interkulturell aktive Geschäftsperson wird schnell erkennen, dass diese Strategeme im Umgang mit asiatischen Geschäftsfreunden Voraussetzung sind, um den nötigen Kontakt zu etablieren und zu erhalten. Wer blind ist für diese Werte und Strategien oder sie bewusst ignoriert, beschwört ein Desaster herauf. Denn ein

**Transkulturelle
Kommunikation
gelingt besser,
wenn man sich
bewusst macht,
dass sich gemein-
same Kernwerte
verschieden
manifestieren
können,
dass gleiches
Verhalten unter-
schiedliche Werte
repräsentieren
kann.**

direktes Nein, das im Westen akzeptabel ist, ist inakzeptabel, weil mit Gesichtsverlust verbunden, im Osten, eine der schlimmstmöglichen Werteverletzungen in konfuzianisch bestimmter Kultur.

Ein Deutscher, der das Lächeln des Amerikaners als oberflächliches Grinsen wertet, unterschätzt ernsthaft sowohl die kulturell signifikante Botschaft, die im Lächeln enkodiert ist, als auch die Wucht seiner eigenen nonverbalen Antwort. Denn ein Amerikaner, der dem Trugschluss projizierter Ähnlichkeit unterliegt, wird den deutschen Ernst bei der öffentlichen Interaktion missinterpretieren und falsche Schlüsse ziehen.

Und Amerikaner wie Deutsche, welche die eigene Direktheit in der Kommunikation zum pankulturellen Maßstab erheben, weil doch nur solche Direktheit zum Erfolg führen könne, sollten sich klarmachen, dass diese einseitige Interpretation Erfolg in anderen Kulturen gerade vereiteln wird.

Fazit: Anerkennen von Andersheit

Besonders dann, wenn es sich um die Werte dreht, ist es oft schwierig, eines der zentralen Postulate interpersonaler transkultureller Kommunikation zu akzeptieren: Kulturen sind nicht besser oder schlechter, falsch oder richtig, sondern sie sind anders. Respekt vor kultureller Andersartigkeit wird häufig falsch interpretiert als Versuch, Werturteile per se zu stigmatisieren.

Werturteile sind durchaus angebracht – über unsere eigene Kultur. Aber die Gesetze effektiver interkultureller Kommunikation werden Urteile erst einmal suspendieren – bis man mehr über die Abweichungen weiß zwischen den Normen und Werten und Glaubenssätzen und Ausrichtungen der anderen Gesellschaft im Vergleich mit der eigenen, auch bis man mehr darüber weiß, warum die Diskrepanzen sich überhaupt entwickelt haben. Begriffe wie „überlegen“ oder „unterlegen“ sind allemal unpassend, obwohl natürlich jede Kultur eine Wahl trifft zwischen Werten und Verhaltensweisen, die in ihr gewünscht oder nicht gewünscht, mehr gewünscht oder weniger gewünscht sind.

Nicht alle kulturellen Unterschiede sind von unterscheidender Bedeutung. Aber wenn wir die ignorieren, die es sind, dann machen wir das auf eigene Gefahr.